

Sie schufteten und hatten Angst

50 Jahre Überfremdungsinitiative Arbeiten und schweigen: Für Tausende von italienischen Gastarbeitern war dies die Losung in der Zeit der Hochkonjunktur. Dann stimmte das Schweizer Volk über die erste Überfremdungsinitiative ab. Zeitzeugen blicken zurück.

Simon Wälti und Céline Rüttimann

Neue Häuser, Strassen, Tunnel, Stau Mauern, Brücken – ein dichtes Netz moderner Infrastruktur entstand in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Schweiz. Gastarbeiter aus Italien und anderen Ländern strömten in die Schweiz, mauerten, hämmerten, betonierten. In den Fabriken sass ihre Frauen an den Fließbändern und Maschinen, sortierten Schokoladen, nähten Kleider, fertigten Schuhe für die Wohlstandsgesellschaft. Zählte die Schweiz 1950 noch 285'000 Ausländerinnen und Ausländer, stieg diese Zahl bis 1960 auf 585'000 und bis 1970 auf über eine Million. Der Ausländeranteil betrug nun gut 17 Prozent.

«Wir hatten gehört, dass wir in der Schweiz viel mehr verdienen als in Italien»

Mario Renna

Er kam 1961 als junger Mann mit einem Kollegen nach Bern



Mario Renna in seinem Schrebergarten in der Lorraine. Foto: Franziska Rothenbühler

Es sei der «erbittertste Abstimmungskampf nach dem Zweiten Weltkrieg» gewesen, sagt Historiker Patrick Kury. «Es gab damals wenige so emotionale Themen in der Schweizer Politik.» Das habe an der Radikalität der Vorlage gelegen. Schwarzenbach selber stricke am Mythos «Einer gegen alle». Am 1. August 1970 inszenierte er sich vor dem Winkelried-Denkmal bei Sempach.

Keine offenen Arme

Über die Schwarzenbach-Initiative sei damals viel gesprochen worden, erinnert sich Cancellara. Man munterte sich gegenseitig auf: Wer keinen Dreck am Stecken habe und sich benehme, habe nichts zu befürchten.

Jammern oder sich beklagen, das will Donato Cancellara nicht. Doch er und seine Landsleute wurden nicht mit offenen Armen empfangen. Klar, habe es manchmal geheissen: «He, Tschinggu.» Auch Donato hörte die Vorwürfe: «Dir Soucheibe, näft üs d'Froue wäg.» Und über die Arbeit sagte der eine oder andere: Mach vorwärts, sonst kannst du zurück über den Gotthard. Die Schimpfwörter trafen ihn, er denkt heute, es sei nicht gerecht, wenn man alles gebe und dann noch der «Löli» sein solle – schliesslich habe die Schweiz ja auch Arbeitskräfte benötigt. Doch damals sagte er sich wie viele andere: «Schaffe u schwige.» In der 1980er-Jahren wurde Cancellara, der mit einer Schweizerin verheiratet ist, eingebürgert. «Klar, bin ich Schweizer», sagt er heute. «Ich bin aber auch ein Italo geblieben.»

Renna kam 1961 als junger Mann mit einem Kollegen nach Bern. «Wir hatten gehört, dass wir in der Schweiz viel mehr verdienen als in Italien», sagt er. Für ihn war vieles neu. «Ich hatte in meinem Leben noch nie ein Tram gesehen.» Zuerst war Renna Saisonnier, später bekam er eine Niederlassungsbewilligung. Deutsch lernte er, indem er den «Blick» studierte und Fernsehsendungen schaute. Einbürgern lassen wollte er sich dagegen nie. «Aber meine Tochter besitzt mittlerweile den Schweizer Pass.»

Oder Donato Cancellara. Er folgte 1965 seinem Bruder, der eine Anstellung als Chauffeur gefunden hatte, aus Südtalien nach Bern. Er arbeitete als Mitfahrer und Aushelfer, dann in der Maschinenfabrik Wifag in Bern, anschliessend als Klimaanlage-monteur. Man müsse sich integrieren, sagt er. «Die Schweiz hat uns alles gegeben, wir haben es schön gehabt in der Schweiz», sagt der Vater des 2016 zurückgetretenen Radrennfahrers Fabio Cancellara. Man habe «durezoge».



Marina Frigerio bekam Drohungen wie «Morgen seid ihr draussen» zu hören. Foto: Livio Martina

«Wahrscheinlich wären andere vor uns ausgewiesen worden, aber wir wären wohl auch gegangen – aus Stolz.»

Marina Frigerio

Psychotherapeutin für Kinder und Jugendliche in Bern

wachsen. Sein Grossvater kam 1902 aus der Lombardei ins Emental und siedelte in Signau an. Bruno Marazzi übernahm das Geschäft 1972 in dritter Generation und baute die Firma zur Generalunternehmung aus. Marazzi erinnert sich, dass es als Bauunternehmer in den 1970er-Jahren mühsam war, genügend Aufenthaltsbewilligungen für die ausländischen Bauarbeiter zu erhalten. Er rekrutierte damals vor allem Fremdarbeiter aus Südtalien. «Das wa-

ren alles sehr gute und seriöse Leute sowie allerbeste Handwerker. Sie hatten das Bauen im Blut.» 2006 wurde die Marazzi-Gruppe an den französischen Bouygues-Konzern, zu deren Töchtern auch die Losinger SA gehört, verkauft. Fünf Jahre später wurden die beiden Firmen zu Losinger Marazzi zusammengeschlossen.

Die Behörden waren damals von der Flut der Anträge und Gesuche überlastet. In der Schalterhalle sei nicht selten das Chaos

ausgebrochen, erinnert sich ein damaliger Angestellter der Fremdenpolizei des stark industrialisierten Halbkantons Baselland. Der junge Kanzlist wurde jeweils an die «Front» geschickt, wenn Andrang und Aufregung am grössten waren, weil er in der Schule Italienisch gelernt hatte. Es war eine Herausforderung, die laustarken Wortsalven richtig zu interpretieren und aus den nicht immer zentral und ordentlich abgelegten Ausweispapieren die richtigen herauszufischen. Etl-



Er war der Erbauer des neuen Wankdorfstadions..

Bruno Marazzi Foto: Franziska Rothenbühler

«Das waren alles sehr seriöse Leute, allerbeste Handwerker. Sie hatten das Bauen im Blut.»

Bruno Marazzi

Der Bauunternehmer holte viele Arbeiter aus Südtalien

loclubs Casa d'Italia in Bern. Bei Franco Russo, Jahrgang 1964, aufgewachsen in der Länggasse und in Bümpliz, war es der Fussball. Als Junior spielte er für die AS Italiana, damals noch auf dem Loryplatz. Heute ist er Präsident des 1927 gegründeten Fussballclubs SCI Esperia, der eine grosse Juniorenabteilung führt.

Russos Eltern wanderten in den 1960er-Jahren aus Italien ein. Als die Initiative zur Abstimmung gelangte, war Franco Russo noch ein Kind, aber eines hat sich ihm trotzdem eingeprägt. «Das machte Angst und verunsicherte die Generation meiner Eltern», sagt er. Viele Gastarbeiter seien nach einigen Jahren zu rück in die Heimat gereist, auch weil in der Schweiz in den 1970er-Jahren wegen der Ölkrise eine Rezession eingesetzt. Doch in Italien sei die Arbeitslosigkeit hoch und die Perspektiven schlecht gewesen.

Damals gab es auch auf linker Seite Sympathien für das Anliegen. «Büezer» wetteten, die südtalischen Saisonniers nähmen ihnen die Arbeitsplätze, die Wohnungen und die Frauen weg. Das Argument, dass Schweizer zuerst kommen sollten, kam bei ihnen gut an, obwohl Schwarzenbach mit seinem geschneiderten Auftreten und elitär-intellektuellem Habitus weit von der Arbeitswelt der Baustellen und Fabriken entfernt war.

Die Ablehnung musste auch Marina Frigerio schmerzlich erfahren: Frigerios Familie stammte aus der Lombardei, wohnte aber in der Nähe von Lugano. «Meine Eltern sprachen Tessiner Dialekt, und wir wurden oft als Einheimische angesehen.» Dennoch erinnert sie sich an das Gemurmel und Gekammer gegen Migranten im Postauto, im Postbüro, im Coop.

«Morgen seid ihr draussen», hörte sie in den 1970er-Jahren von Mitschülern. Oder: «Ihr Scheissitaliener!» Sie war damals 11 Jahre alt und ging in einem Tessiner Dorf in die Schule. «Andere Schüler waren aber sehr herzlich und wohlgesinnt», sagt Frigerio. Und andere italienische Kinder, die geweiht haben, wurden von ihr getörscht. Ihr Vater sei damals drauf und dran gewesen, die Koffer zu packen, um die Schweiz zu verlassen. Denn auch er musste sich

«Die Initiative machte Angst. Sie verunsicherte die Generation meiner Eltern.»

Franco Russo

Secondo und Präsident des Fussballklubs SCI Esperia

he Saisonniers waren zu jener Zeit in den 1960er-Jahren Alphabethen. Mussten sie etwas unterschreiben, sagten sie nicht selten «Mache de Kruz» und zeichneten Kreuze aufs Blatt. Während die Fremdenpolizei bremste und die Einwanderung zurückfahren wollte, nahmen andere Verwaltungszweige die Haltung der Wirtschaft ein: Die Arbeitskräfte werden gebraucht, stellt die Ausweispapiere aus – und zwar speditiv.

Integration durch Sport

Die Integration war damals kein Ziel der Politik. Man war froh, wenn sich die Gastarbeiter nicht dauerhaft niederliessen. Vielleicht auch deshalb wurde der Sport zu einem wichtigen Mittel im Kampf um einen Platz in der Gesellschaft. Bei Cancellara war es in erster Linie das Velo, er war einer der Gründer des Ve-

Simon Wälti

«Schwarzenbach huldigte einem kulturalistischen Rassismus»

Der Rechtspopulist spaltete das Land, sagt Historiker Patrick Kury.

Herr Kury, Ende der 1960er-Jahre lancierte James Schwarzenbach eine Initiative gegen «Überfremdung». Wie schätzen Sie ihn ein?

Er hatte grosse Fähigkeiten als politischer Motivator und langjährige Erfahrung als Journalist und Publizist. Als er als Nationalrat der Nationalen Aktion in Erscheinung trat, sah er die Chance, seine erzkonservativen Vorstellungen mithilfe des Themas der Migration umzusetzen.

Der 1911 geborene Schwarzenbach sagte von sich selber, er sei nicht rassistisch gewesen. Trifft das zu?

Niemand gesteht gerne ein, dass er ein Rassist ist. In den Zwischenkriegsjahren gehörte er aber der antidemokratisch und faschistisch ausgerichteten Frontenbewegung an. Schwarzenbach hat sich nie davon distanziert. Man kann sagen, er huldigte einem kulturalistischen Rassismus.

Gibt es Beispiele dafür?

Er bezeichnete etwa Gastarbeiter aus dem Süden als «artfremdes Gewächs», sprach von «braunen Söhnen des Südens» oder titulierte die UNO als «Negerklub».

Schwarzenbach war überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Er hat ein in der Bevölkerung weitverbreitetes Unbehagen aufgegriffen. Das Mass des sozialen Wandels war in dieser Boomphase gross. Einerseits verdoppelte sich dadurch das Einkommen in der Schweiz. Es gab aber auch negative Erscheinungen des Wandels, für die man die Ausländer als verantwortlich ansah. Die Abstimmung über die Initiative, die mit 54 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt wurde, war auch eine Abstimmung «gegen» den rasanten sozialen Wandel.

Schwarzenbach sagte, er hätte zum Führer einer Massenbewegung werden können, mit einem Marsch auf Bern und einem Umsturzprogramm. Das lehnt sich an Mussolinis Marsch auf Rom an. Schwarzenbach war antidemokratisch, antimodernistisch, antikapitalistisch, antifeministisch eingestellt und sprach gewisse Schichten an. Aber ob er wirklich Massen nach Bern hätte mobilisieren können, bezweifle ich sehr.

Der Abstimmungskampf wurde erbittert geführt. Warum?

Es war der erbittertste Abstimmungskampf nach dem Zweiten Weltkrieg. Es gab damals wenige so emotionale Themen in der Schweizer Politik. Das lag an der Radikalität der Vorlage. Der Anteil der Ausländer an der Bevölkerung in der Schweiz sollte auf 10 Prozent begrenzt werden. 1970 betrug der Anteil 17,2 Prozent. 300'000 bis 400'000 Menschen hätten die Schweiz verlassen müssen. Die Initiative provozierte auch das ganze politische, wirtschaftliche und kirchliche Establishment. Schwarzenbach stellte sich gegen alle, was zu einem gewissen Winkelried-Mythos beitrug.

Wie war die Haltung der Gewerkschaften? Die Gewerkschaften waren gespalten. Sie versuchten lange, die



Für mehrere Monate reisten die italienischen Saisonniers jeweils in Extrazügen in ihre Heimat zurück. Foto: Keystone/Photopress-Archiv

«Er bezeichnete Gastarbeiter als «artfremdes Gewächs» oder titulierte die UNO als «Negerklub.»

Zuwanderung zu bekämpfen und den Arbeitsmarkt zu schützen. Wegen der Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung funktionierte das nicht mehr. Die Wirtschaft verlangte Arbeiter aus dem Ausland. Schweizer Arbeiter gautierten das nicht, obwohl die Zuwanderung billiger Arbeitskräfte ihnen zum Teil auch den Aufstieg auf der Karriereleiter ermöglichte. Letztlich reichten sich die Gewerkschaften ein und bekämpften die Initiative.

Seit wann waren Einwanderung und befürchtete Überfremdung in der Schweiz ein Thema?

Das zog sich durch das ganze 20. Jahrhundert. Der Begriff Überfremdung wurde um 1900 von einem Zürcher Arbeiterssekretär geprägt, obwohl der Anteil der Ausländer damals bei 11,6 Prozent lag. Die Zuwanderung hatte nicht zuletzt durch den Bau der Gotthardbahn ab 1872 zugenommen.

Durch die Weltkriege sowie in der Zwischenkriegszeit sank der Anteil. Die Fremdenpolizei versuchte, den Anteil tief zu halten. Zudem wurde seit Ende des Ersten Weltkriegs nicht mehr nur die Zahl, sondern auch die Herkunft als störend empfunden, was besonders bei jüdischen Migranten der Fall war. Das trug zur restriktiven Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg bei.

Und nach dem Nein zur Schwarzenbach-Initiative? Der Ausländeranteil ging wegen der Rezession zurück. Das Anliegen verlor an Dringlichkeit. Danach verlagerte sich die Diskussion zunehmend in den Asylbereich. Mit dem Aufstieg der «neuen» SVP nach 1990 wird mit den Themen Ausländer, Asyl und Einbürgerung permanenter Wahlkampf betrieben. Die Idee des permanenten Wahlkampfs findet sich schon bei Schwarzenbach. Über dessen Sekretär, Ulrich Schlüer, fand sie wohl Eingang in die Strategien der SVP.

Viele Arbeiter waren damals behelfsmässig und abgesondert in Baracken untergebracht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte lange eine Politik der Nicht-Integration vor. Man wollte Ausländerinnen und Ausländer gar nicht integrieren und so verhindern, dass sie sich dauerhaft in der Schweiz niederliessen. Doch in der Realität ging diese Politik nicht auf. Viele der Menschen, die hier arbeiteten, wollten bleiben.

Wie erfolgreich war die Schweiz bei der Integration? Bei der längerfristigen Entwicklung haben wir eine paradoxe Situation. Bei der wirtschaftlichen und sozialen Integration ist die Schweiz im internationalen Vergleich ausgesprochen erfolgreich. Es gibt keine eigentlichen Ausländerghettos wie in Frankreich. Bei der politischen Integration ist sie dagegen rückständig, was nicht zuletzt auf die Einbürgerung und die direkte Demokratie zurückzuführen ist.

Italienerinnen und Italiener wurden damals angefeindet. Wie kam es, dass sie später zu den «Lieblingsausländern» der Schweizer wurden?

Das hängt primär mit dem sozialen und kulturellen Wandel zusammen. Zunehmend wurde die Italianità als fortschrittlicher und erstrebenswerter Lebensstil angesehen. Das Hunderttausende von Schweizern in Italien Ferien machten, fand ebenfalls ein Kulturtransfer statt. Zudem ging der Anteil der Italiener ab 1973 zurück. Und sie konnten zunehmend besser integriert werden. Neue Gruppen kamen in die Schweiz, wie etwa die Tamilen, die teilweise zu Beginn auch heftig kritisiert wurden. Die Akzeptanz wird grösser, je besser man sich kennt.

Simon Wälti

Patrick Kury



Der Historiker Patrick Kury (1962) ist Professor für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste und Schweizer Geschichte an der Universität Luzern und Co-Leiter von Stadtgeschichte Basel. Zusammen mit Kristina Schulz und André Holenstein hat er 2018 das Standardwerk «Schweizer Migrationsgeschichte» verfasst.